

Jahresbericht der Sektion Kultursoziologie 2011

Zusammenstellung: Stephan Moebius (Sprecher der Sektion)

Auch im vergangenen Jahr ist die rege Tagungsaktivität unserer Sektion nicht abgerissen. Den Beginn machte 2011 die Tagung zu Dieter Claessens vom 3.-5. Februar 2011 in Dresden, von Karl-Siegbert Rehberg und Hermann Pfütze. Es folgte im März die filmsoziologische Tagung »Film zwischen Welt- und Regionalkultur. Aktuelle Perspektiven der Filmsoziologie« in Graz, die Carsten Heinze, Dieter Reicher und ich ausgerichtet haben. Im September und Oktober folgten dann vier zeitlich nahe beieinander liegende Veranstaltungen: Vom 22.-24. September zunächst die von Clemens Albrecht organisierte Jahrestagung der Sektion zu »Soziologie der Kultursoziologie: Was bleibt vom Werk Friedrich H. Tenbrucks?« an der Uni Koblenz-Landau, das zusammen mit der Theoriesektion der ÖGS durchgeführte Panel »Aufstieg und Fall des Intellektuellen. Zum Wandel der Sozialfigur des public intellectual« auf dem Dreiländerkongress der DGS, ÖGS und SGS vom 29.09.-01.10.2011 in Innsbruck, die von Takemitsu Morikawa in Luzern besorgte Tagung zu »Semantische Traditionen der Liebe und Ausdifferenzierung der Intimität. Divergenz und Konvergenz im Kulturvergleich« (7./8.10.2011) und der themenoffene Workshop des Arbeitskreis »Soziologie der Künste« vom 13./14. Oktober 2011 in Mainz. Organisiert wurde der Workshop von Oliver Schmidtke (Siegen), Bertram Ritter (Frankfurt), Frank Schröder (Bamberg), Felicia Herrschaft (Frankfurt), Christian Steuerwald (Mainz).

Tagungsberichte

Dieter Claessens – Soziologie und evolutionäre Anthropologie

Vom 3. bis 5. Februar 2011 fand im Vortragsaal der Staatlichen Universitäts- und Landesbibliothek Dresden die erste Tagung zu Person und Werk von Dieter Claessens (1921-1997) statt, organisiert von *Karl-Siegbert Rehberg* (Dresden) und *Hermann Pfütze* (Berlin) sowie gefördert von der Fritz-Thyssen-Stiftung und der Norbert-Elias-Stiftung.

In seiner Einleitung verwies *Karl-Siegbert Rehberg* auf eine kurz zuvor in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zu lesende Wendung vom »zu Unrecht vergessenen Dieter Claessens« und skizzierte dessen Wirken als das eines streitbaren und rationalen »Autors und Akteurs der Vermittlung«, sowohl in disziplinären Kontroversen zwischen Soziologie und Philosophischer Anthropologie durch die Wiederentdeckung des Werkes von Paul Alsbach, als auch in politischen Konflikten während der Studentenbewegung, als er gegen Herbert Marcuse darauf bestand, dass progressive Minderheiten ihre Geltung und ihr Menschenbild in der Mehrheit realisieren müssen, nicht gegen sie.

Im Eröffnungsvortrag betonte *Wolf Lepenies*, einst Lehrstuhlassistent von Dieter Claessens an der Freien Universität Berlin, wie wichtig die Philosophische Anthropologie, besonders das Werk Arnold Gehlens, ihm gewesen sei, trotz eines Klimas der Ablehnung und Ignoranz. Am Thema der Antrittsvorlesung 1963 in Münster »Weltverlust als soziologisches und psychologisches Problem« entfaltete *Lepenies* die »Bestimmung zur Soziologie« als Claessens' Lebensmotto. Partieller Weltverlust war Claessens in Krieg und russischer Gefangenschaft auch persönlich widerfahren. Die »zweite sozio-kulturelle Geburt des Menschen«, die »Versorgung mit Welt« durch andere Menschen, war für ihn ein primär soziologischer Erfahrungsbegriff. Und doch erschien ihm Gesellschaft als »evolutionäres Defizit«, d.h. als etwas nicht Selbstverständliches, galt ihm daher als anthropologische Schlüsselkategorie und emotionaler Forschungsantrieb zugleich. So wurde er zu einer Gründerfigur der Nachkriegssoziologie in Deutschland.

Im zweiten Abendvortrag erinnerte *Hermann Korte* (Münster) an Claessens als Ordinarius (1962-1966) und neben Helmut Schelsky Mitdirektor der Sozialforschungsstelle Dortmund. Dort hat er sowohl Niklas Luhmann innerhalb eines Jahres promoviert und habilitiert als auch Norbert Elias die späte Rückkehr in die deutsche Soziologie und Gesellschaft eröffnet. Claessens' »Freude am soziologischen Denken« (so der Titel einer seiner Aufsatzsammlungen) vermittelte schon in den Münsteraner Jahren der Soziologie einen

Begriff von sich selbst im Licht und im Schatten der Gesellschaft, statt Gesellschaft nur begrifflich zu fassen.

In den Vorträgen von *Klaus Gilgenmann* (Osnabrück) und *Joachim Fischer* (Dresden) ging es um das für Claessens' Soziologie konstitutive Verhältnis zur Anthropologie. *Gilgenmann* erinnerte zunächst daran, dass Claessens' Beitrag zur Kontroverse um natürliche oder soziale Evolution genuin normative Motive enthalte. Seine zentralen Kategorien, wie »Insulation«, »Körperausschaltungsprinzip« (nach Paul Alsberg), lange Kindheit, Sprache, ganzjährige Sexualität, werden nicht als Bruch, sondern als Mittler zwischen Natur und Kultur aufgefasst. Es seien orientierende, mithin wertvolle Praktiken »organischer Nichtanpassung« und »langsamer kultureller Evolution« gegen die Stoffwechselfeldynamik der Natur. Gruppenkultur, Kindheit und Rücksicht auf Schwache gebe es als Überlebenspraxis und Anpassungsgewinn auch bei Tieren. Für die Menschen sind solche Erfahrungen jedoch nicht Folge, sondern Ursache und Chance der Emanzipation von Natur. Deshalb halte Claessens Gehlens Mängelwesen-These für unnötig, um die Menschwerdung zu erklären.

In der Kritik am Reduktionismus der biologischen Anthropologie, an den Analogien der Primatenforscher, am kulturalistischen Konstruktivismus und an den unterkomplexen Experimenten der Hirnforschung waren *Gilgenmann* und *Fischer* sich einig. *Fischer* zeigte das an der »Wahlverwandtschaft« zwischen Claessens und Michael Tomasello. Der jetzt in Leipzig arbeitende amerikanische Anthropologe, Verhaltens- und Kognitionsforscher stütze sich auf Kontrastvergleiche zwischen Primaten und Menschenkindern, um, darin Claessens ähnlich, die Anthropologie soziokulturell zu fundieren. »Primaten lernen in Primatengruppen, Menschen in Menschengruppen, aber nur wir äffen nach. Affenkinder lernen, aber Affenmütter lehren nicht. Das ist der Unterschied«, wurde Tomasello referiert. Dessen Schlüsselbegriff der »geteilten Intentionalität« in Gestik und Körpersprache schaffe indes eine Brücke zwischen Natur und Welt – und sei daher ein philosophischer Begriff, weshalb wohl auch Habermas dessen Buch »Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation« 2009 enthusiastisch begrüßt habe. Diese disziplinäre Zuordnung wurde kontrovers diskutiert. *Fischer* unternahm es, Claessens und Tomasello aus methodischen Gründen für die Philosophische Anthropologie zu reklamieren, wegen der prinzipiellen Sonderstellung des Menschen im Naturverhältnis. (Claessens selbst sagte allerdings 1996 im Rückblick auf seine frühen Werke: »... als ich die Soziologische Anthropologie begründete«. In: *Ethik und Sozialwissenschaften* 7, Heft 2/3, Opladen 1996, S.362)

Daniel Tyradellis (Berlin) und *Patrick Wöhrle* (Dresden) machten aus unterschiedlichen Perspektiven deutlich, was an dieser »Soziologischen Anthropologie« originär und originell ist. *Tyradellis*, heute Inhaber einer »Praxis für Ausstellungen und Theorie«, war Claessens' letzter Mitarbeiter; die von beiden geschriebene »Konkrete Soziologie« erschien kurz nach dessen Tod. Er nahm Claessens' Grabsteininschrift »Wo ist der Quell der Tränen?« zum Motiv seines Vortrags über »Die Macht der Fernstenliebe«. An drei Filmbeispielen mit Tränenszenen zeigte er, wie emotionale Beziehungen sogar zwischen Menschen möglich sind, die sich nicht kennen können. Es sei das »Erwachsenwerden der Menschheit«, ein »Ringens ums Verstandenwerden-Wollen«, was eher eine »Übertragung« im Sinne Freuds sei als »kommunikatives Handeln«.

Patrick Wöhrle, der sich in einer Monografie über die Wirkungsgeschichte Gehlens im Nachkriegsdeutschland eingehend auch mit Claessens befasst hat, entwarf eine »Genealogie der Abstraktionen«, in der auch Vertrauen - in die Familie und in soziale Institutionen - als Abstraktionsprozess vom konkret Anderen erscheint. Ein Verdienst Claessens' sei es, die Abstraktionen der philosophischen Anthropologie mit der Grundannahme korrigiert zu haben, dass Abstraktionen als *Kompetenzen* selbst das Ergebnis sozialisatorischer und sozialer Prozesse sind – daher sein Vortragstitel »Von den *Abstraktionen* der Soziologie zu einer Soziologie der *Abstraktionen*«. Claessens' »ironischer Vernunftrealismus« zeige sich an seinem Begriff »emotionaler Motivation«, durch den archaische Motive direkten Agierens nicht aufgelöst, sondern emotional zu immer abstrakteren Vermittlungen getrieben würden. Die soziologische Frage der Übersetzung in konkrete soziale Praktiken stelle sich immer wieder – auch angesichts übertriebener Rationalisierungserwartungen, wie sie zum Beispiel dem Konzept des herrschaftsfreien Diskurses zugrundelägen.

In diesem Sinn skizzierte auch *Gerhard Grohs* (München) Claessens' Soziologieverständnis als empirisch fundierte »Entschleierungswissenschaft« (so ein Buchtitel von 1992). Der Soziologe sei, mit Norbert Elias gesprochen, »Mythenjäger«, der die hinter Erzählungen und Rationalisierungen liegenden Motive aufkläre; - übrigens habe ihn der Philosoph und Karl-Mannheim-Kenner Hans-Joachim Lieber als erster auf *Über den Prozess der Zivilisation* aufmerksam gemacht. Claessens habe sich soziologisch stets an konkreten Problemen orientiert, sowohl in seiner (unveröffentlichten, zusammen mit Karen de Ahna 1981 verfassten) Milieu-Studie über »die Bewegung 2.Juni« als auch in »Kapitalismus als Kultur«. Bis in den Schulunterricht

hinein wirksam geworden sei er durch die, gemeinsam mit Arno Klönne und Armin Tschöepe verfasste und in vielen Auflagen erschienene „Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland“.

Sigrun Anselm (Berlin) erörterte in ihrem Vortrag »Der frühe Claessens und die bürgerliche Ordnung«, warum er mit dem Statusbegriff »aus einem damals gängigen Wort im Anerkennungsdiskurs des Mittelstands eine zentrale soziologische Kategorie machte«. Immer habe er jenseits herrschender Großtheorien (denen er nicht den Stellenwert einräumte, den die Studentenbewegung damals verlangte) verstehen wollen, wie Gesellschaft ihre sozialen Güter sichert und warum sich Menschen dem Erhalt ihrer Gesellschaft verpflichtet fühlen. Deshalb spreche er weniger von »Klassen« oder »Faktoren« und eher von »Status« und »Rolle«, in denen sich sozial bewegliche und fragwürdige Erfahrungen spiegelten. Besonders der von Claessens »pointiert herausgearbeitete Primärstatus« der Subjekte (ein Aspekt, der ihn zum »Gehlen-Schüler« gemacht habe), also das, was die Menschen in erster Linie in Alltag und Beruf, als Frauen und Männer, Junge und Alte sind, habe er im Verhältnis zum Veränderungsdruck durch Technik, Demokratie und Massenmedien untersucht. Die damit verbundenen »Statusinkongruenzen« seien allerdings nicht nur Grund zur Klage, etwa über Positionsverluste, sondern auch Chance. Claessens habe im Bürgertum – nach dessen Statusverlust im Nationalsozialismus – eine Vermittlungskraft gesehen, die das Interesse an einem kategorialen gesellschaftlichen Gesamtstatus (heute würde man sagen: zivilgesellschaftlich) entwickeln könne, ähnlich wie einst bei Marx das Proletariat.

Manfred Lauerermann (Hannover) machte „Statusinkongruenzen“ zwischen Herkunft und Beruf zum Ausgangspunkt seines „Dreiband-Billards im Soziologiefeld“ zwischen dem Verlegersohn Arnold Gehlen (1904-1976), dem Offizierssohn Dieter Claessens (1921-1997) und dem künstlerisch geprägten Lars Clausen (1935-2010). *Clausens* zu dieser Tagung bereits zugesagter Beitrag wurde schmerzlich vermisst, denn er hatte begründen wollen, warum er Claessens für den bedeutendsten Nachkriegssoziologen in Deutschland halte. Deshalb brachte Lauerermann Clausen hier ins Spiel. Gehlen habe nach Deutschlands „Sturz aus der Größe“ das ‚Projekt Bundesrepublik‘ nicht mehr interessiert, während Claessens energisch auf eine Demokratie hoffte, die für Clausen bereits selbstverständlich war. Die Bildung demokratischer Institutionen aus der Gesellschaft heraus sei für Gehlen undenkbar gewesen, da seine Leitidee der Staat war und sein Ethos die Befehlsmoral. Clausen dagegen habe nicht mehr den Krieg im Blick gehabt, sondern bereits die Bundeswehr als Arbeitgeber. Er konnte von einem Zustand des Friedens ausgehen, in dem soziologische Katastrophenforschung ein Desiderat war; Dieter Claessens trug dieser Thematik in der Clausen-Festschrift einen Aufsatz bei über »Katastrophen und Anastrophen«.

1952, drei Jahre nach Rückkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft, begann Claessens in Berlin eine Analyse und bewarb sich zwei Jahre später erfolglos um eine Ausbildung zum Psychoanalytiker. *Johann Georg Reicheneder* (Berlin), selbst Analytiker, schilderte aus den damaligen Bewerbungsunterlagen, wie Claessens statt seines ursprünglichen Berufsziels »Fürsorger« nun in »Forschung und Lehre als Sozialwissenschaftler« arbeiten und später auch eine »therapeutische Tätigkeit« ausüben wollte. Voraussetzung seien »eigene Erfahrungen« in der empirischen Sozialforschung, womit Claessens damals bereits seinen Lebensunterhalt verdiente als auch »in der analytischen Selbsterforschung«, um die er sich bewarb. Abgelehnt wurde er als »überheblich« und wegen »unklarer Lebensplanung«. Es war kein Pluspunkt, dass er als Soziologe autodidaktisch arbeitete, weil es sein Fach an der FU noch nicht gab, und sein Hinweis auf die »fortgeschrittenere« sozialwissenschaftliche und tiefenpsychologische Literatur aus den USA machte die Bewerbung vollends zum Debakel, denn seinen Gutachtern war gerade von dort bescheinigt worden, dass sie nach dem NS noch nicht wieder die internationalen Standards erfüllten.

Claessens hat sich gleichwohl lebenslang weiter mit der Psychoanalyse beschäftigt, allerdings, wie *Jens Beiderwieden* zeigte, selektiv und »ohne großen Niederschlag in seinem Werk«. Dabei veranstaltete er Ende der 60er Jahre interdisziplinäre Seminare mit Psychoanalytikern, während sich andere Kollegen von der Soziologie in die Therapie- und Selbsterfahrungsszene zurückzogen. Trotz eines erblindeten Vaters und jugendlicher NS-Götzen-Schwärmerei kam Claessens auf den Ödipus-Komplex und den »Mann Moses« nie zu sprechen, während er die »hochinteressanten Bemerkungen Freuds zur Primär- und Sekundärsozialisierung« häufig erörterte. »Instinkt, Psyche, Geltung« war damals der Grundlagentext der Sozialisationstheorie, einem Zentralthema der Sozialwissenschaften an der Freien Universität – ironischerweise, so *Beiderwieden*, zu einer Zeit, als außerhalb der Universität darunter Enteignung und Sozialismus verstanden wurden.

Petra Milboffer (Bremen), eine seiner damaligen Schülerinnen und Mitarbeiterinnen, thematisierte im Schlussvortrag Claessens' Begriff der »Enkulturation als Rahmenkategorie zur Entschlüsselung migrantischer Lebensweisen« unter dem Druck abweisender, xenophober Umgebungen. Hauptbegriffe gegenwärtig

tiger Debatten wie »Identität«, »Respekt« oder »Integration« seien etwa mit der Re-Lektüre von Claessens' »Familie und Wertsystem« wieder klarer zu fassen: Identität als »Abgrenzung und Ausschluss«, Respekt als »Angst vor Älteren und Stärkeren«, Integration dagegen als enorme Hybridisierungs- und Abstraktionsleistung, um »sich von den Erlebnissymbolen der eigenen Kultur innerlich distanzieren zu können«.

Oft wird auch in der Soziologie Gesellschaft als »gegeben« unterstellt, während Kultur als das Gemachte gilt. Dieter Claessens jedoch hat umgekehrt gefragt, wie Gesellschaft aus Kultur entsteht.

Vorträge aus der Tagung sollen in einer soziologischen Zeitschrift, möglicherweise als Schwerpunktheft, veröffentlicht werden.

Hermann Pfütze und Karl-Siegbert Rehberg

Film zwischen Welt- und Regionalkultur. Aktuelle Perspektiven der Filmsoziologie

Vorhang auf und Film ab hieß es vom 25. bis 27. März 2011 an der Karl-Franzens Universität Graz (KFUG). Im Zentrum stand der Film als soziologisches Erkenntnisinstrument zwischen Welt- und Regionalkultur. Organisiert von Univ.-Prof. Dr. Stephan Moebius und Ass. Prof. Dr. Dieter Reicher (Institut für Soziologie KFUG) und Dr. Carsten Heinze (Uni Hamburg) und in Kooperation mit der Sektion Kultursoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, dem Institut für Soziologie der Uni Graz, dem Centrum für Sozialforschung (Graz) sowie dem Forschungsschwerpunkt Kultur- und Deutungsgeschichte Europas der Universität Graz, trafen sich zum ersten mal im deutschsprachigen Raum Soziologinnen und Soziologen um ein Plädoyer und neuen Forschungsrahmen für die Filmsoziologie zu setzen. Obwohl bereits Theoretiker wie Siegfried Krakauer, Walter Benjamin und Marcel Mauss sich vor dem 2. Weltkrieg mit dem Themenkomplex Film und Kino ausführlich beschäftigten, und nach dem Krieg u.a. René König, wurde erst 1992 die bisher einzige Einführung in die Filmsoziologie von *Rainer Winter* veröffentlicht. Als Vertreter der Cultural Studies und Keynote-Speaker der Tagung referierte dementsprechend Winter über den Film als kulturelle und gesellschaftliche Praxis, sowie dessen Relevanz für die aktuelle soziologische Forschung. In den folgenden zwei Tagen wurde in sieben Sessions der Film aus verschiedenen soziologischen Perspektiven beleuchtet. Das Zusammenspiel von Empirie und Theorie stand am ersten Tagungstag im Zentrum. Anhand der Analyse medialer Totendarstellungen (*Patrick Schubert*) in bekannten Kriminalserien, oder Untersuchungen zu Subjektivität und Rationalisierungsdruck anhand des Filmes *Limits of Control* (*Olaf Behrend*), wurden empirische Methoden wie beispielsweise die Sequenzanalyse vorgestellt. Das *Wunder von Bern* in der filmischen Umsetzung von Sönke Wortmann (2003) diente als Analysegrundlage von Wir-Gefühlen im Sport und dessen Auswirkungen auf Identität (*Robert Gugutzer/Moritz Böttcher*). Auf anderer Ebene wurde die Wechselwirkung bezüglich Identität von internationalen Filmpreisen und regionaler Filmästhetik (*Dieter Reicher*) ins Zentrum der soziologischen Analyse gestellt. Die Videos von Lady Gaga und Lena Meyer-Landrut bildeten die Untersuchungsgrundlage für internationale und regionale Identitätskonstruktion (*Ulrike Wohler*) und deren Rezeption. Auf anderer Stufe wurde unter Bezugnahme auf kulturelle und politische Adaptionprozesse der Einfluss der Hollywood Filmindustrie auf die Regionalkulturen (*Anja Peltzer*) beleuchtet. Weitere Vortragende waren *Lutz Hieber, Sebastian Haller, Dieter Reicher, Celina Proch, Klaus Rieser, Hermann Pfütze, Femih Akalin, Paulo Menezes, Anna Schober, Il-Tschung Lim, Anja Peltzer, Katharina Klung, Martin Gloger, Oliver Berli und Irene Zebenthofer*.

Ergänzt wurde die Tagung schlussendlich vom Besuch eines Experimentalfilmes, welcher im Rahmen der *Diagonale*, dem Festival des österreichischen Filmes, gezeigt wurde sowie einem Abendessen zu dem der steirische Landeshauptmann einlud. Ein Tagungsband erscheint im Sommer im UVK-Verlag.

Udo Stelzer



Soziologie als Kultursoziologie:

Was bleibt vom Werk Friedrich H. Tenbrucks?

**Bericht über die Jahrestagung 2011 der Sektion Kultursoziologie
in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie
vom 22.-24.9.2011 in Koblenz**

Es gibt wenige Soziologen der Nachkriegszeit, die so anekdotenanfällig sind wie Friedrich H. Tenbruck. Kaum eine Runde, in der sein Name fällt, aus der nicht die eine oder andere Geschichte sprießt, meist zwischen kultivierter Kauzigkeit und brillant-bösartiger Provokation angesiedelt.

Wer aus solchen Geschichten und Geschichtchen seinen Honig saugt, der war auf der Jahrestagung der Sektion Kultursoziologie gut versorgt, denn an Anekdoten mangelte es in den Diskussionen, Pausen und den geselligen Abendgesprächen nicht, wenn das Werk von Friedrich H. Tenbruck 17 Jahre nach seinem Tode zur Diskussion gestellt wird.

Die Leitfrage „Was bleibt?“ zielte auf mehr als Anekdoten; denn das Werk, im Nachlaß an der Universitätsbibliothek Trier gut erschlossen, erscheint als eine disparate Sammlung an Anregungen, die von der Jugend- und Religionssoziologie, der Weber-Interpretation und Planungskritik, der Zeitdiagnose und Wissenschaftsgeschichte bis hin zur Bildungs- und Kultursoziologie über weite Bereiche streut. Einzelne Arbeiten, wie etwa die 1964 publizierte Soziologie der Freundschaft, sind Klassiker, andere, vor allem die politischen und zeitdiagnostischen Streitschriften, weitgehend vergessen, wiederum andere, wie die soziologiekritischen, peinlich beschwiegen. Die Tagung hatte es sich zur Aufgabe gemacht, jenseits aller Apologik, aber diesseits einer vielleicht erst in der zeitlichen Distanz gewachsenen Würdigungsbereitschaft, die verschiedenen Themen und Etappen der Werkentwicklung zu sichten, den roten Faden aufzuspüren und alles, was aufzugreifen und weiterzuentwickeln lohnt, zu sichern.

Im Zentrum des ersten Nachmittags (und bei aller Themenvielfalt vielleicht auch im Zentrum der ganzen Tagung) stand Tenbrucks „hinterlassenes Hauptwerk“, die erst 1986 widerwillig publizierte Habilitationsschrift *Geschichte und Gesellschaft*. Eine Hinterlassenschaft bildet sie allein schon durch ihre verworrene Entstehungsgeschichte: Von Bergstraesser zum schnellen Abschluß der Habilitation genötigt, diktierte sie Tenbruck 1962 innerhalb von wenigen Monaten ins Gerät. Vor einer Publikation ohne gründliche Überarbeitung schreckte er später freilich zurück, weil das Fach sich in Richtung einer einseitig reifizierenden Strukturtheorie entwickelt habe und seine frühen Versuche, so das Vorwort von 1986, in einem schiefen Licht zeige.

Diesen Skrupeln nahm *Alois Hahn* zu Beginn der Tagung die Spitze, indem er auf die Affinitäten zwischen Tenbrucks frühem Entwurf und der Systemtheorie hinwies. Niklas Luhmann hatte 1986 *Geschichte und Gesellschaft* rezensiert und dabei auf das bei Tenbruck entwickelte Dreierschema primitive Gesellschaft, Hochkultur und moderne Gesellschaft verwiesen. Hahn zeigte nun, dass die Liste der Merkmale stratifizierter Gesellschaften bei Luhmann komplett wiederzufinden sei, vor allem die komplexen Überlegungen zum Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie, die die räumliche Ordnung in soziale Hierarchien übertrage. Luhmanns eigene These von der Zentrumslosigkeit der modernen Gesellschaft speise sich aus dieser Differenz zur Hochkultur und greife Tenbrucks Perspektive von der räumlichen und systemischen Funktion der Zentrum-Peripherie-Ordnung auf, indem sich diese Struktur nicht mehr auf der Ebene des Gesamtsystems, sondern innerhalb der Subsysteme abbilde.

Cornelia Bohn griff die systemtheoretische Spur auf, indem sie einige Aspekte fokussierte, die bei Tenbruck nicht entwickelt seien. Der Ertrag von *Geschichte und Gesellschaft*, so Bohn, ist eine nach Typen deklinierte Differenztheorie, deren wissenssoziologische Seite freilich nicht unterschlagen werden dürfe, denn Geschichte ergibt sich bei Tenbruck als typenabhängiges Wissen. Bohn zeigte nun, dass Tenbrucks Gesellschaftsbegriff von einem territorialen Verständnis herrühre, im Kern also selbst dem Typus der Hochkultur zuzuordnen sei. Diese Semantik sei mit Luhmanns Begriff der Weltgesellschaft in Richtung des Typs moderne Gesellschaft transzendiert. Nicht zuletzt aufgrund dieser Einschränkung habe Tenbruck etwa das welterzeugende Potential der modernen Medien nicht gesehen.

Die Diskussion eröffnete Justin Stagl mit der erstaunten Frage, ob in Tenbruck denn ein Luhmann avant la lettre zu sehen sei. Hahn konterte mit einer Erfahrung der Schüler erster Generation: Tenbruck selbst habe sich als Systemtheoretiker bezeichnet. *Geschichte und Gesellschaft* sei in der Verbindung von Organisations- und Differenzierungstheorie auf dem Niveau der Luhmann'schen Rechtssoziologie geschrieben. Gleichwohl, so einigte man sich in der folgenden Diskussion, liege der Tenbruck'schen Typenlehre eben nicht ein evolutionäres Verständnis von Geschichte zugrunde, sie sei Weberianisch als Erkenntnismittel zu interpretieren. Ihre Stärken liegen eindeutig in der Beschreibung der Hochkultur, während die moderne Gesellschaft gleichsam nur ex negativo beschrieben sei. Hier liege eine Leerstelle, die mit Luhmann gefüllt werden könne.

Joachim Fischer erweiterte diesen Vergleichsrahmen, indem er dem alten, von Tenbruck hier und dort gestreuten Verdacht nachging, wesentliche Inhalte von *Geschichte und Gesellschaft* seien im Klassiker von Berger/Luckmann *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* zu finden, bedingt durch die gemeinsam mit Thomas Luckmann verbrachte Zeit Ende der 50er Jahre in Geneva/New York. Fischer verwies den latenten Plagiatsvorwurf in den Bereich der unentscheidbaren Neurosen, um den Weg für die Frage nach der sachlichen Parallelität beider Werke freizumachen. Fischer positionierte sie im Streit um die Rollentheorie, der disziplingeschichtlich unvergleichlich wichtiger gewesen sei als der Positivismusstreit. Obgleich beide Werke einen unterschiedlichen Rahmen zögen, hier in der historischen Soziologie, dort in der Wissenssoziologie, seien die Gemeinsamkeiten nicht zu übersehen: Beide sind Atlantiker, keine Gaullisten, und beide Theoriekerne hätten ihre Grundlagen in der philosophischen Anthropologie. Das Zerwürfnis zwischen Tenbruck und Luckmann speise sich deshalb nicht aus der Differenz, sondern aus übergroßer Nähe. Obgleich mit *Geschichte und Gesellschaft* eine weitere, von den Großtheorien unabhängige Fundierung der deutschen Soziologie vorliege, habe Tenbruck, so pointierte Fischer, als Solitär keinerlei Überlebenschancen, wohl aber als Teil des großen Theoriezusammenhangs der Philosophischen Anthropologie.

Die atlantische Seite der Tenbruck'schen Habilitationsschrift arbeitete anschließend Andreas Göbel heraus. Wer Tenbruck nur aus der späten Kulturosoziologie kenne, dem falle in *Geschichte und Gesellschaft* die klare Priorität der Struktur ins Auge. Im Kontrast zur späteren Rezeption der neokantianischen Wissenschaftstheorie sei Gesellschaft hier einfach da, während der Kulturbegriff weitgehend in der Rollentheorie aufgehe. Letztlich argumentiere Tenbruck hier mit Parsons gegen Dahrendorf: nicht der Konflikt, das Ordnungsmodell dominiert Gesellschaftsformen. Tenbrucks Gesellschaftstypen müßten in diesem Sinne als „objektive Grundformen des Daseins“ verstanden werden. Trotz aller Dilthey-Rezeption sei die Habilitationsschrift bar jeder erkenntnistheoretischen Selbstbegründung.

In der Diskussion schlug Alois Hahn, der sicherlich intimste Kenner des Diskussionszusammenhangs von *Geschichte und Gesellschaft*, in dieselbe Kerbe: Wenn Tenbruck sage: „Es gibt Gesellschaft“, sei das im gleichen Sinne zu verstehen wie die Luhmann'sche Aussage „es gibt Systeme“. Tenbruck ergreife hier die Position Simmels gegen Weber. Den Zwist zwischen Tenbruck und Luckmann freilich konnte Günter C. Behrmann aus eigener Erfahrung relativieren, da er die Tenbruck'sche Gesellschaftstypologie in Freiburg in der Vorlesung Luckmanns zum erstenmal gehört habe, den Tenbruck nach Deutschland zurückvermittelt hatte. Ein Desiderat der Tagung freilich blieb die Mead-Rezeption, die neben den Parsonianischen Anklängen eine zweite große Brücke zwischen den verschiedenen synthetischen Entwürfen der 60er Jahre bilden könnte.

Mit dieser Diskussion um *Geschichte und Gesellschaft* war ein zweites Motiv angeschlagen, das die Tagung dominierte: die Frage nach den Brüchen und Wenden in Tenbrucks Werkentwicklung. Tenbrucks Verhältnis zu Max Weber, so pointierte Johannes Weiß am folgenden Tag, sei von einer zweifachen Wende gekennzeichnet, stets umgekehrt proportional zu seinem Verhältnis zur Normal-Soziologie. Er selbst habe Tenbruck in Freiburg als Musterexemplar eines empirisch arbeitenden amerikanischen Soziologen kennengelernt. Tenbrucks Vorwurf gegen Dahrendorf, dieser verkenne in der Rollentheorie durch eine gefährliche Verengung auf die Kant'sche Freiheit den interaktionistischen Charakter des Menschen, war auch mit Simmel gegen Weber gerichtet. Am Ende des berühmten Genesis-Aufsatzes schrieb Tenbruck, Weber habe uns heute nichts mehr zu sagen. Diese Kritik sei dann freilich von einer vertieften Auseinandersetzung mit dem Weber'schen Werk abgelöst worden. Erst danach sah Tenbruck in der Verstehenden Soziologie ein Mittel, Reste der geschichtlich-sozialen Welt einer Entzauberung durch die Herrschaft des nomologischen Wissens zu entziehen. Die Werturteilsfreiheit sichere die Wissenschaftlichkeit dieses Unterfangens. Tenbruck, so endete Weiß, sei kein Antisoziologe, sondern ein Korrektor einseitiger Fachentwicklungen durch eine an Weber orientierte Kulturosoziologie.

Im Anschluß daran zog *Harald Homann* noch einmal die Linie von der Habilitation über die Weber-Lektüre zur Wirkungsgeschichte. Ausgangspunkt Tenbrucks sei ohne Zweifel die Suche nach einer Gesellschaftstheorie, im Kern: nach einem Strukturbegriff, der es besser weiß als das Alltagsverständnis. Der Kulturbegriff war in diesem Kontext theoretisch unterbestimmt, aber als innere Repräsentation der sozialen Strukturen wesentlich. Deshalb die Suche nach näherer Bestimmung bei Weber. Ergebnis davon aber sei, so Homann, ein sehr erfolgreiches Agenda-Setting in der internationalen Weber-Forschung, angefangen bei der Suche nach der thematischen Einheit des Werkes („Rationalisierung“) über die Textgestalt von *Wirtschaft und Gesellschaft* bis hin zu Radkaus Weber-Biographie, der den Grundgedanken aus dem Genesis-Aufsatz entnommen habe: der Kampf eines Naturalisten gegen den Naturalismus.

Klar wurde in der anschließenden Debatte, dass Tenbrucks Kulturbegriff in der Habilitation noch wesentlich durch die amerikanische Kulturanthropologie geprägt war, der dann in den Kategorien ‚Sinn‘, ‚Empathie‘ und ‚Sozialisation‘ ausdifferenziert wurde. Alois Hahn dramatisierte den Bruch bei Tenbruck noch einmal biographisch: plötzlich habe es unter den Schülern Tenbrucks eine Gruppe gegeben, die *Geschichte und Gesellschaft* nicht mehr lesen sollte und den kulturalisierten Rollenbegriff als Strukturkategorie ablehnte; diese Leerstelle sei freilich später nie gefüllt worden, weil sich Kultur nicht systematisieren lasse: im Gegensatz zur Sprache operiere sie nicht. Dem pflichtete Homann bei: Mit Koselleck habe Tenbruck übereingestimmt, Semantik sei ausdifferenzierbar, nicht dagegen ‚Sinn‘ oder ‚Kultur‘. Insgesamt aber zeige die Suche des promovierten Philosophen und Ebbinghaus-Schülers Tenbruck, dass für diese Generation die Philosophie ihre Welthaftigkeit verloren hatte.

Von der Hoffnung auf die Soziologie ist es häufig nur ein Schritt zur Enttäuschung über sie. Dieses Kapitel der Werkentwicklung stand mit dem nächsten Themenblock an. Zunächst erinnerte *Karl-Siegbert Rehberg* daran, dass Tenbruck sich stets dagegen gewehrt habe, *Die unbewältigten Sozialwissenschaften* als eine Anti-Soziologie zu interpretieren. Rehberg zeigte mit subtiler Distanz, dass der Kampf um die Soziologie und ihre politisch-sozialen Wirkungen das Fach von Beginn an begleitete, und zwar positiv in überschießenden Hoffnungen wie negativ, indem sie in den Verdacht geriet, soziale Wirklichkeit zu zersetzen. Tenbruck habe deshalb die Gründung einer eigenen soziologischen Gesellschaft geplant, eine Initiative, die dann unter dem Einfluß Wolfgang Lippss zur Keimzelle der Sektion Kultursoziologie mutierte. Beiden sei es um die Rettung eines kultivierten und reflektierten Arbeitszusammenhangs gegen einen generalisierten Marxismus gegangen, mithin nicht um eine Anti-Soziologie, sondern eine Alternative zum mainstream.

Im Anschluß stellte *Volker Kruse* die These auf, *Die unbewältigten Sozialwissenschaften* sei ein von Beginn an überholtes Buch. Als es 1984 erschien, war der Höhepunkt sozialwissenschaftlicher Planungsphantasien längst durch die Ära der ökonomistischen Steuerung abgelöst. In der Soziologie herrschte schon damals Katzenjammer, Joachim Matthes hatte publikumswirksam die Stagnation auf mittlerem Niveau als Ablösung der Omnipotenzphantasien beklagt. Die Stoßrichtung von Tenbrucks Buch sei deshalb nicht gegen die Soziologie gerichtet, sondern gegen einen bestimmten fatalistischen Denkstil in ihr, der sich aus der „Kultur der Niederlage“ ergeben und in der Soziologie nur objektiviert habe. Insofern sei das Buch als Fortsetzung von Tenbrucks Planungskritik zu verstehen.

Die Debatte über die beiden Beiträge ordnete Tenbrucks Kritik an der Fachentwicklung schnell in eine Reihe prominenter Beispiele ein: Justin Stagl kommentierte, Tenbruck sei gewiß ein Übertreibungskünstler gewesen, aber auf den unteren Ebenen betreibe die Sozialwissenschaft die Herstellung von sozialer Wirklichkeit noch heute. Johannes Weiß erinnerte an den Vorwurf Jeannine Verdès-Leroux‘ gegen Bourdieus soziologischen Terreur und für die richtige Form der Aufklärung, Wolfgang Eßbach daran, dass *Die unbewältigten Sozialwissenschaften* in Freiburg als Pendant zu Foucault gelesen worden seien, Joachim Fischer fragte, ob denn eine Limitierung des soziologischen Geltungsanspruches überhaupt sichtbar sei oder nicht im gender mainstreaming, im Multikulturalismus und der Beck’schen Ökologie als politisches Programm weiterlebe. Die entscheidende Frage aber stellte Johannes Weiß: Warum wurde Tenbruck mit diesem Buch nicht ein öffentlicher Intellektueller? Er lieferte die Antwort gleich mit: Tenbruck war letzten Endes zu unentschieden, er kam gleichsam nicht aus der Deckung der Wissenschaftlichkeit, ein Argument, das Behrmann mit dem Hinweis auf den für Gelehrtenpolitik ungeeigneten Denkstil Tenbrucks und Rehberg im Hinblick auf die Rolle des Ressentiments in Tenbrucks Schriften ergänzten.

Welche anregende Wirkung Tenbrucks Religionssoziologie heute noch haben kann, führte *Martin Petzke* vor. Da quantitative empirische Sozialforschung besonders reduktionistisch vorgehen müssen, kenne man spätestens seit Kinsey den Effekt der Realitätserzeugung über Statistik. Tenbruck habe in seinem Aufsatz *Die Religion im Maelstrom* die Reflexion über die religiöse Entwicklung an die Begriffsgeschichte gebunden. Petzke zeigte nun, dass die globale, quantitative Beobachtung von Religion im Kontext der us-

amerikanischen Mission entstanden sei, diese Mission aber selbst auf rasche Bekehrungserfolge verengt habe. Welche Rückwirkungen dies wiederum auf die Religionsentwicklung haben können, zeige eine parallele Entwicklung im Hinduismus: Durch den Zensus der Kolonialbehörden überhaupt erst sichtbar geworden, mutierte ein altes Reinigungsritual zum Wiedereintrittsritual, das regelmäßig mit dem Zensus wiederauflebe.

Ausgehend von Tenbrucks Beitrag zur Bergstraesser-Festschrift von 1962 verknüpfte *Günter C. Behrmann* anschließend Werkentwicklung und Biographie am Beispiel der Bildungssoziologie. Ins Blickfeld gerieten dabei die Zeit Anfang der 50er Jahre, als Tenbruck in Marburg tätig war, sich aber gleichzeitig von der Philosophie ab- und der Soziologie zuwandte. Durch die berühmten Marburger Hochschulgespräche vermittelt, verbrachte Tenbruck das Wintersemester 1950/51 im Rahmen eines HICOG-Programms an der University of Virginia. Ab diesem Zeitpunkt war er Mitarbeiter der HICOG und organisierte in dieser Funktion eine Konferenzreihe zum Studium Generale. Die Hochschulstudie, die er gemeinsam mit anderen Mitarbeitern des IFS (Anger und Sittenfeld) durchgeführt hatte, wollte er dann Mitte der 50er Jahre am George-Washington-Institut in Stuttgart auswerten, ging stattdessen aber zum zweiten Amerika-Aufenthalt nach Geneva. Die Spuren dieser frühen Arbeiten finden sich freilich in Tenbrucks Bildungssoziologie: Bildung gilt ihm als die zentrierende Idee einer dezentrierten Gesellschaft, und in der Wissenschaft setzt sie sich in eine Lebensform um. Nicht die Spezialisierung, die Funktionalisierung der Wissenschaft erscheine Tenbruck deshalb als Problem, weil sie zur Durchsetzung einer rein instrumentellen Vernunft führe. Soziologie aber könne diesen Nexus durchbrechen und einen anderen, gleichwohl weltvermittelnden Horizont eröffnen.

Im Anschluß daran skizzierte *Roland Eckert* den Stellenwert von Tenbrucks Jugendsoziologie aus einer pointierten Zusammenfassung der Fachentwicklung. Tenbrucks theoretischer Bezugshorizont lag hier ebenfalls in der amerikanischen Soziologie: aus Robert Redfields ethnologischer Strukturtheorie, verknüpft mit Elementen des symbolischen Interaktionismus und in Parallele zu Colemans Studien entwickelte Tenbruck eine genial-einfache Theorie der Sozialisation in eigener Regie. Eckert zeichnete weiter die Wirkungsgeschichte dieser Idee nach, die neben der Mediensozialisationsforschung und der Frage nach der Puerilisierung der Gesamtkultur heute vor allem zur Frage führe, ob und inwiefern in den dominierenden Cliques Selbstsozialisation stattfinde, was man häufig durch die Auffälligkeit der Szenen und Jugendkulturen zu übersehen geneigt sei.

„Wie, wo und warum hat sich Tenbruck zum Soziologen gebildet?“ Diese Frage von Johannes Weiß blieb über diese beiden Vorträge in der Tagung präsent und mehrfach diskutiert. Die Antwortmöglichkeiten waren freilich aufgefächert: Behrmann sah sie in der Erwartung, nur eine allgemeine Soziologie könne das Erbe der Geisteswissenschaften reformulieren, Eckert im Bild der Ordnung, das mit Hilfe von Kultur- anthropologie und Soziologie sich auch von der modernen Gesellschaft entwerfen lasse, und Homann biographisch, weil Tenbrucks Versuch, über Rousseau bei Ebbinghaus zu habilitieren, von diesem abgelehnt wurde. Theorie, wie Wolfgang Eßbach formulierte, war jedenfalls nicht nur für Tenbruck eine Form der Erlösung von der Philosophie.

Zum Beginn des nächsten Blockes zeichnete *Bernhard Schäfers* eine detaillierte Skizze der Erwartungen, die man in den 60er und 70er Jahren mit dem Begriff der Planung verband. In der Soziologie hat das Thema, so Schäfers, eine lange Tradition, die auf Saint-Simon zurückreicht und in West und Ost große Hoffnungen auf die organisierte Verfügung über Handlungsabläufe aller Art weckte. In den beiden genannten Dekaden, so schilderte er eindrucklich, hatte die Soziologie endlich einmal eine Chance zum Mitwirken an zentralen politischen Prozessen. Tenbrucks *Zur Kritik der planenden Vernunft* von 1972 goß nun zu mancherlei Mißbehagen Essig in diesen Wein, ohne das soziologische Argument aufzugeben. Bereits hier zeichnete sich eine kritische Stellung zu einer zentralen anwendungsorientierten Entwicklungslinie der Disziplin ab.

Manfred Prisching analysierte im Anschluß den Argumentationsverlauf von Tenbrucks Planungskritik und verortete sie in einem breiteren Horizont der Ablösung des Planungsoptimismus. Tenbruck, so Prisching, argumentiere gegen die Rationaltheorie der Planung mit einer Theorie der Bedürfnisdynamik, die anthropologisch und zeitdiagnostisch formuliert sei. Die Folgerung, nämlich eine Option auf Planungsverzicht, sei allerdings weit weniger erfolgreich vorgetragen als Hayeks Planungssubstitution durch Institutionen, die heute in den Steuerungsinstrumenten der governance ihre Fortsetzung fände. Zwei Erkenntnisse ließen sich jedoch auch heute noch fortschreiben: Glück kann kein Anspruch gegenüber der Gesellschaft sein und Wirklichkeitsbewältigung lässt sich nicht planen.

Roland Eckert markierte in der anschließenden Diskussion noch einmal die Differenz zu Hayek: Die Idee der spontanen Ordnung wäre Tenbruck vermutlich ähnlich suspekt gewesen wie die der geplanten Ordnung. Alois Hahn erinnerte sich, dass der ursprüngliche Titelvorschlag Tenbrucks „Dialektik der Planung“ in Frankfurt nicht zu realisieren war, ohne falsche Traditionslinien zu legen. Jedenfalls, so Günter Behrmann, scheint die Beschäftigung mit den Rationaltheorien bei Tenbruck die Handlungstheorie aus der Parsonianischen Ecke befreit und die Rückwendung zu Weber vorbereitet zu haben. Georgia Apostolopoulou griff eine Diskussion wieder auf, die Verbindungslinien zwischen Tenbruck und Heidegger gesucht hatte, und erinnerte an Heideggers Planungsskepsis. Offen blieb am Ende die Frage, ob und inwiefern die Soziologie die nötigen Verstandesmittel bereitstellen könne, „um das Schicksal an die Kette zu legen“ (Bernhard Schäfers).

Im letzten Teil der Tagung wurde Tenbrucks Zeitdiagnostik verhandelt. *Arnold Zingerle* erinnerte an die stürmische Aufnahme, die Tenbrucks Artikel *Der Traum der säkularen Ökumene. Sinn und Grenze der Entwicklungsvision* Ende der 80er Jahre in Italien gefunden hatte. Gegen den mainstream der Entwicklungspolitik habe Tenbruck hier auf die nicht intendierten Folgen aufmerksam gemacht: Die Entwicklungsländer, so das Argument, seien zu einem guten Teil Produkt der Entwicklungspolitik, in der keineswegs ein ‚kulturneutraler‘, universalistischer Impuls der Menschheit zum Ausdruck komme, sondern sich das amerikanische Selbstverständnis und Sendungsbewußtsein institutionalisiert habe.

Am Ende skizzierte *Clemens Albrecht* am Beispiel von Tenbrucks begleitender Analyse der bundesdeutschen Geschichte Grundlinien seiner Zeitdiagnostik. In ihrer wirklichkeitswissenschaftlichen Ausrichtung stehe sie zum einen im Gegensatz zu geschichtsphilosophischen Linien des technokratischen Konservatismus (Freyer, Schelsky), zum anderen aber unvermutet auch gegenüber der Kulturkritik, von der sich Tenbruck als politischer Moralist abgrenze. Es könnte fruchtbar sein, Tenbrucks These vom fortschreitenden Ideologiebedarf moderner Gesellschaften, die sich 1968 gegen links wandte, heute an den neoliberalen Theorien fortzuspinnen.

Die Frage: „Was bleibt?“ reichte so am Ende bei aller Präsenz persönlicher Eindrücke und dem fortlebenden Charisma des Meisters weit übers Anekdotische hinaus. Wenn es auch am Schluß unentschieden blieb, ob die Werkbiographie eher vom Bruch zwischen den frühen soziologischen und den späteren soziologieskeptischen Arbeiten geprägt sei, oder ob zwischen beiden nicht eine inhaltliche Kontinuität bestehe, die Tenbruck in wechselnden Lagen des Faches und seiner Entwicklung zur Betonung unterschiedlicher Aspekte bewogen hatte, so dominierte am Ende überwältigend der Eindruck, mit dem Tenbruck’schen Œuvre weit mehr verhandeln zu können als Soziologie- und Wirkungsgeschichte. Vor allem die kritische Rückbindung soziologischer Begriffe und Wirklichkeitsdeutungen auf ihre eigenen Folgen im Handlungskontext soziologiegeleiteter Subjekte und Kollektive bietet ein Reflexionspotential, das bei weitem noch nicht ausgeschöpft ist; und dass im Zeitalter der Globalisierung Tenbrucks Hinweis auf die Dominanz binnengesellschaftlicher Strukturbegriffe gegenüber den zwischengesellschaftlichen Beziehungen weit mehr Differenzierungspotential bietet als der Begriff der ‚Weltgesellschaft‘ gibt zu denken. Dieses Werk sollte fortgesponnen werden.

Clemens Albrecht

Bericht des Arbeitskreises »Philosophische Anthropologie und Soziologie« für 2011

Im Kontext des Frankfurter Jubiläumskongresses der DGS im Oktober 2010 hat der Arbeitskreis zusammen mit der Helmuth Plessner Gesellschaft am 15.10. in Form einer Ad-hoc-Gruppe erstmalig eine Veranstaltung in Wiesbaden, Plessners Geburts- und Heimatstadt, durchgeführt. Unter dem herausfordernden Titel: »Plessners Gesellschaftstheorie – Ergänzung oder Alternative zur Frankfurter Schule?« gab es ein Grußwort der Stadt, die sich für die Präsenz ihres »großen Sohnes« im Wiesbadener Stadtgedächtnis interessiert. Vortragende waren *Tilman Allert*, *Karl-Sieghart Rehberg*, *Gesa Lindemann*, *Carola Dietze* und *Joachim Fischer*. Bereichert wurde die Veranstaltung durch einen Stadtspaziergang auf den Spuren von Plessner und seinem Vater, dem Kur- und Badearzt Dr. Fedor Plessner, organisiert von *Christa Allert*. Auf Initiative von *Tilman Allert* wurde vom Oberbürgermeister *Helmuth Müller* am 15.02.2011 eine Gedenktafel am Wohnhaus von Helmuth Plessner enthüllt. Im Juni 2011 ist *Joachim Fischer* zum neuen Präsidenten der Helmuth-Plessner-Gesellschaft gewählt worden (er folgt damit *Wolfgang Eßbach* und *Hans Peter Krüger*). Vizepräsident ist der italienische Philosoph *Marco Russo*, Generalsekretärin die Philosophin *Olivia Mitscherlich*, Schatzmeis-

terin die Soziologin *Heike Delitz*. Vom 07.-10. Juni 2012 organisiert die Polnische Akademie der Wissenschaften (*Andrej Gniazdowski, Stanislaw Cerniak, Zdislaw Krasnodebski*) eine Tagung »Philosophische Anthropologie zwischen Soziologie und Geschichtsphilosophie« in Warschau. Im Kontext des 120. Geburtstages von Plessner am 04.09.2012 wird der V. Internationale Plessner-Kongress in Wiesbaden vorbereitet (04.09.-06.09.): »Deutschland in Europa und der Welt. Plessners ›Verspätete Nation« in der Diskussion«. Hauptredner sind u.a. *Hermann Lübbe, Helmut Lethen* und der chinesische Habermas- und Plessner-Experte *Cao Weidong*.

Joachim Fischer

Bericht des Arbeitskreises »Soziologie der Künste« für das Jahr 2011

Nach seiner Gründung auf dem Jubiläumskongress der DGS in 2010 hat sich der Arbeitskreis »Soziologie der Künste« genau ein Jahr später zu einem ersten, eigenständigen Workshop getroffen, am 13. und 14. Oktober 2011 in Mainz. Dem sehr gut besuchten Workshop ging ein themenoffener CFP voraus, um zu sondieren, welche Themen, Theorien und Methoden überhaupt von Interesse sind und bearbeitet bzw. eingesetzt werden. Daraus ergab sich ein Programm mit zehn Beiträgen, zusammengestellt vom Organisationsteam bestehend aus *Oliver Schmidtke* (Siegen), *Bertram Ritter* (Frankfurt/Main), *Frank Schröder* (Bamberg), *Felicia Herrschaft* (Frankfurt/Main) und *Christian Steuerwald* (Mainz). Die Themenschwerpunkte des ersten Tages waren hauptsächlich die Systemtheorie Niklas Luhmanns und Phänomene der Globalisierung; ReferentInnen waren *Andreas Göbel* (Würzburg), *Konstantinos Maras* (Essen), *Sarah Hilterscheid* (Bielefeld), *Andrea Glauser* (New York) und *Julian Müller* (München). Die Themen des zweiten Tages waren disparater und behandelten u.a. methodologische Fragen; Referenten waren *Tasos Zembylas* (Wien), *Gunnar Otte* (Marburg), *Lutz Hieber* (Hannover), *Oliver Schmidtke* und *Frank Schröder* (die für einen anderen Beitrag eingesprungen waren) und *Christian Steuerwald* (Mainz). Die durchaus lebhaften Diskussionen bewegten das Organisationsteam, zusammen mit der Sprecherin des AK, Dagmar Danko, die Arbeit an einem Tagungsband aufzunehmen. Ende 2012 findet die nächste Tagung in Freiburg i.Br. statt. Dabei wird es sich um eine gemeinsame Tagung des AK und seines schweizerischen Pendant, dem Forschungskomitee Kunst- und Kulturosoziologie in der SGS (Foko-Kukuso, Vorsitzender: Olivier Moeschler) handeln; mit einem CFP ist im Frühjahr 2012 zu rechnen (derzeitiges Organisationsteam: Dagmar Danko, Andrea Glauser, Olivier Moeschler). Der Verteiler des Arbeitskreises erreicht bereits jetzt über 100 SoziologInnen, die im Bereich der Kunstsoziologie tätig sind. Derzeit liegt die Verteilung bei ca. 30% Promovierende, 30% Postdocs, 30% PDs und Professoren und ca. 10% Studierende, KünstlerInnen und andere (Stand Ende 2011). Fragen und Kommentare an: Dagmar Danko (dagmardanko [at] yahoo [dot] de). Webseite: www.sozioologie-der-kunst.de.

Dagmar Danko

Semantische Traditionen der Liebe und Ausdifferenzierung der Intimität. Divergenz und Konvergenz im Kulturvergleich

Am 7. und 8. Oktober 2011 versammelten sich SoziologInnen, LiteraturwissenschaftlerInnen, EthnologInnen und PhilosophInnen aus Deutschland, der Schweiz, Österreich, Frankreich, Japan, Taiwan und Brasilien zur Tagung „Semantische Traditionen der Liebe und Ausdifferenzierung der Intimität. Divergenz und Konvergenz im Kulturvergleich“. Sie stand im Zusammenhang mit einem derzeit vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) geförderten und an der Universität Luzern durchgeführten Forschungsprojekt „Transformation der Liebessemantik in Japan. Von der Frühen Neuzeit in die Neuzeit“. Geleitet wurde die Tagung von Takemitsu Morikawa (Luzern) unter dem Beirat von Rudolf Stichweh (Luzern) und der Mitarbeit von Daniel Suber (Luzern). Gefördert wurde sie vom SNF, von der Forschungskommission der Universität Luzern sowie von der DGS-Sektion Kulturosoziologie.

Im Zentrum der Tagung stand das Spannungsverhältnis von Globalität und Lokalität in Hinsicht auf die Liebessemantik. Einerseits gibt es in jeder Kultur eine lokal gepflegte Semantik der Liebe. Denn Liebe als

symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium (im Sinne der Systemtheorie) hat einen Bezug zur organischen Faktizität des Zusammenlebens, d.h. der Sexualität (symbiotischer Mechanismus). Die Sexualität deutet als anthropologische Konstante an, dass es in jeder Kultur – abgesehen von ihrem Geltungsgebiet – eine Semantik gibt, die das Verhältnis von Liebe und Sexualität reguliert. Solche Liebessemantiken werden vor allem in Form von Literatur gespeichert und gepflegt. Andererseits verbreiten sie sich in der Weltgesellschaft über verschiedene Medien wie Musik, Liebesromane, Fernsehserien, Kinofilme u. dgl. Dann stellen sich Anschlussfragen: Wie ist der globale Konsum von Liebe möglich? Was geschieht, wenn lokale und "globale" Semantiken zusammenstoßen? Fördert dieses "Zusammentreffen" die Evolution der Liebessemantik oder behindert es sie? Welche Modifikationen finden dabei statt? Gibt es in diesem Prozess eine Wahlverwandtschaft zwischen gewissen sozialen Schichten und bestimmten Semantiken? Hat es die Ausdifferenzierung des Systems der Intimität positiv oder negativ beeinflusst?

Nach einer kurzen Begrüßung durch *Takemitsu Morikawa* zielten die ersten vier Beiträge darauf ab, einen gemeinsamen theoretischen Rahmen für die Theorie der Liebe und Intimität in der Weltgesellschaft zu schaffen resp. den gemeinsamen Nenner für die weitere Diskussion zu finden.

Rudolf Stichweh (Luzern) skizzierte Intimbeziehungen als ein globales Funktionssystem, dessen Institutionen und Mechanismen zu einer globalen Angleichung der Vorstellungen von Liebe und Partnerschaft führen. Dazu gehören: Migration von Paaren, transnationale Ehen, transnationale Familie, Technologien wie Empfängnisverhütung, In-Vitro-Fertilisation etc. Bei Intimbeziehungen lassen sich vier Formen unterscheiden: 1. Freundschaft, 2. Liebe/Partnerschaft, 3. Sexualität und 4. familiäre Beziehungen. Diese Formen koppeln sich mal eng und mal diffus. Sie sind aber strukturell unterschiedlich verteilt. Historisch gesehen gibt es überall Vorstellungen von passionierter und romantischer Liebe. Das spezifisch Moderne ist, wie sie in Beziehung, Partnerschaft und Familiengründung eingebaut wird.

Jean Clam (Paris) analysierte den Ausdruck „having sex“, da sich darin die ganze Dichte des semantischen Wandels findet und die neue Semantik der alten gegenübergestellt wird. In den 60er Jahren sagte man z.B. bei einem Winterfest „Intimacy took place“. In der religiösen Erzählung spricht man vom fleischlichen Erkennen und nicht davon, dass Adam mit Eva geschlafen hat. In der alten Semantik wurde im Sprachgebrauch ein legitim stattgefundener Geschlechtsverkehr von einem nicht legitimen unterschieden. In der Gegenwart heißt es in der allgemeinsten Weise: „ausgehen mit...“, was auch vieles offen lässt... nämlich ob es überhaupt zu Sex kommt oder nicht. Dieser Ausdruck hat sehr vage Konturen. Zum einen wird die Sexualität enttabuisiert, aber zugleich ist *Sex zu haben* auch sehr unwahrscheinlich. „Sex haben“ ist geläufig, geschieht in jeder Beziehung und stellt die Erwartung beider Partner in einer Intimbeziehung dar. Dieser Anspruch ist in anderen Kulturen als im modernen Westen nicht immer gegeben. Während Sex in der alten Semantik ein Exzess war, geht in der modernen Gesellschaft vor und nach dem Sex das alltägliche Leben weiter: „Sex haben“ ist folgenlos.

Joachim Fischer (Dresden) argumentierte im Anschluss an seine sozialtheoretischen Forschungen über die Figur der dritten Person, dass deren Bedeutung und Anwendungsmöglichkeit für die Liebessemantik bisher hauptsächlich als Dyade analysiert worden ist. Der Dritte ist immer in einer Beziehung mitgegeben und kann verschiedene Gestalten annehmen. Der Katalysator / Generator der Intimität entspricht einer Dreierbeziehung. In einer Liebesgeschichte kann der Dritte oft als verbietende Instanz aber auch als Vermittler auftreten. Der Dritte kann auch einen Konkurrenten darstellen, welcher die Beziehung (zer-)stört und zum Fremdgehen verführt. Der Dritte kann außerdem einen Stabilitätsfaktor darstellen. Ein Liebespaar konstituiert sich schließlich durch die Exklusion des Dritten. Denn „Ich liebe dich“ meint nur „dich“. *Franke A. Kurbacher* (Berlin/Wuppertal) wies auf die Parallelität zwischen dem Liebesphänomen und der Interkulturalität hin und schlug „Haltung“ als Schlüsselbegriff zur Erschließung beider Phänomene vor. Der gemeinsame Nenner der Liebesphänomene jenseits der kulturellen Unterschiede findet sich im Verhältnis der Personalität und Interpersonalität. Haltung ist erstens als eine spezifische Stellungnahme, dann als Zusammenschluss menschlicher Fähigkeiten zu verstehen. In jeder Person und jeder Kultur entzieht sich dieser Person und dieser Kultur etwas. Haltung erscheint als ein Konzept und ein Phänomen, das nicht auf der Basis der Gemeinsamkeit, sondern der Differenzen den Austausch und die Interaktion mit dem Anderen sucht und ermöglicht. Dies könnte zur Revision der zu reduktionistisch gefassten Subjekt-Person-Theorie in der neuzeitlichen Philosophie führen.

Am Freitagnachmittag begann der Kulturvergleich vom Zusammenspiel der „globalen“ und „lokalen“ Liebessemantik. Hier kam die Frage auf, welchen Einfluss der „Westen“ mittels globaler Medien wie übersetzten Romanen, Gedicht, akademischen Schriften, Kino- und Fernsehfilmen über Liebe hat. Können wir womöglich von einer cross-cultural "Hybridisierung" der modernen Liebessemantik reden?

Wie bei Hegel und Weber geht ein Kulturvergleich üblicherweise von Osten nach Westen. Daher präsentierte *Takemitsu Morikawa* (Luzern) als erster den Wandel der Liebessemantik in Japan zu der Zeit der In-

dustrialisierung vom ausgehenden 19. Jahrhundert. Anders als die verbreitete Meinung, dass die Japaner vor dem Kontakt mit dem Westen keine „echte“ Liebe kannten, vertritt er mit der Analyse der Diskursen der japanischen Intellektuellen und der Rezeption sowie Modifikation der „westlichen“ Liebessemantik zu jener Zeit die Ansicht, dass Japans Einbettung in die Weltgesellschaft nicht unbedingt die dortige Liebessemantik in die Richtung zur Aufwertung der Emotion modifizierte und somit die Autonomisierung der Intimbeziehung förderte, sondern vielmehr zur Kontrolle der Emotion durch die moralische Vernunft führte. Mit anderen Worten war es in den Diskursen der japanischen Intellektuellen – die meisten waren vom asketischen Christentum beeinflusst – zu jener Zeit – anderes als das theoretische Modell Niklas Luhmanns – nicht gelungen, den Gegensatz zwischen höherer und niedrigerer, geistiger und sinnlicher Liebe abzuschaffen. Diese verkehrte Interpretation zeigt sich deutlich am Beispiel der Rezeption von André Gides „La Porte étroite“ (1909) im Japan der 20er Jahre. Der übersetzte Roman wurde nicht als Kritik an der fleischlosen Liebe in der patriarchalen Gesellschaft verstanden, sondern als Lob an die spirituelle Liebe.

Anschließend daran ging *Meiyao Wu* auf die Transformation der Liebessemantik in China von 1898 bis 1948 ein. Auch in China zu jener Zeit stimulierten übersetzte, ausländische Schriften die Transformation der Liebessemantik. Chinesische Intellektuelle waren zu jener Zeit stark von Ellen Key, einer feministischen Pädagogin, angeregt. Ihre Ideen der Liebe erschienen oft in so bedeutenden Zeitschriften wie dem *Ladies' Journal* (Fu Nue Za Zhi, 1915-1931), dem *Ost-Magazine* (Dong Fang Zhi Za, 1904-1948), und der *Chinese Educational Review* (Jaoyu Zhazi, 1909-1948). Darüber hinaus waren die Gedichte von Dante Alighieri, William Shakespeare, Johann Wolfgang von Goethe und Platons Konzept der Liebe ebenfalls sehr beliebt und verbreitet in der chinesischen Gesellschaft. Auf der anderen Seite zeigen "Liebesgeschichten" aus dem zeitgenössischen China, dass die geistige und die sinnliche Liebe immer noch getrennt gehalten wurde.

Welchen Wandel die Liebessemantik in China in den letzten 20 Jahren erfahren hat, interessierte Annet Dippner (Berlin). Sie präsentierte das Ergebnis ihrer diskursanalytischen Betrachtung von medialen Repräsentationen der Liebe im gegenwärtigen China mit Beispielen aus populären, chinesischen Filmen und Telenovelas. Seit den 1990er Jahren fallen die traditionellen Liebesgeschichten immer mehr weg. Parallel zum ökonomischen Aufschwung und dem damit einhergehenden starken Auseinanderklaffen des sozialen Gefüges gewinnt der konsumorientierte Aspekt der Liebes- und Paarbeziehung ebenfalls seit den 90er Jahren stark an Einfluss. Als Reaktion auf diese Fokussierung auf materielle Aspekte entwickelte sich auf der anderen Seite durch die Reformierung romantischer Konzepte auch eine Gegensemantik von Liebe, welche die ‚Reinheit des Gefühls‘ betont.

Bernhard Fuchs (Wien) behandelte den Kulturtransfer anhand des Bollywood Films und des Romans (Bollytristik). Die Filmrezeption ist als eine kreative kulturelle Aktivität zu betrachten, vor allem auch in transkulturellen Zusammenhängen, wo eine Auseinandersetzung mit heterogenen Traditionen stattfindet, die zur Transformation von Identitäten und kreativen Umdeutungen führt oder aber in einer oberflächlichen Aneignung von Versatzstücken verharrt. Die Globalisierung des Bollywood Films bringt in diesem Sinne unterschiedliche Konzepte von Liebe in Umlauf. Diesen Vorgang illustrierte Fuchs mit einigen von Bollywood inspirierten Romanen. Transferprozesse zwischen Kino und Literatur verlaufen in beide Richtungen. Im Sinne der Poly-Systemtheorie sind die Felder der Bedeutungskonstruktionen in ihrer dynamischen Beziehung diachron zu betrachten. Auch wenn es Vorläufer der Bollytristik wie Keating gab, so ist das verstärkte Auftreten der Bollytristik ein Echo der Globalisierung der indischen Filmindustrie, die sogar zu einem generellen Wandel des Indienbildes beigetragen hat.

Andreas Pflichtsch (Berlin) thematisierte die literarische Kommunikation zwischen dem Okzident und dem Orient, und zwar zwischen dem deutschen Schriftsteller Joachim Helfer und seinem libanesischen Kollegen Rashid al-Daif. Die entscheidende Bruchlinie zwischen Abendland und Morgenland, so sieht es Rashid al-Daif, verlaufe auf dem Feld des Erotischen: Die Moral sei „das eigentliche Schlachtfeld zwischen westlicher Moderne und uns Arabern“ und „das Bett [...] ein Kriegsschauplatz zwischen arabischer ‘Tradition’ und westlicher Moderne!“. „Die Rückkehr des Deutschen zur Vernunft“ (2006) entstand aus dem Literatur-Austauschprogramm „West-östlicher Diwan“, in dessen Rahmen auch al-Daif und der deutsche Schriftsteller Joachim Helfer ausgewählt wurden. Dass Helfer homosexuell war, wurde zu einem wichtigen Aspekt und zum Thema des von al-Daif 2006 publizierten Buches. Das Liebesmodell Helfers war ihm offenbar fremd. Es wurde als anormal und defekt angesehen, so dass eine Kurierung nötig ist. Was am Ende des Buchs auch wirklich eintrifft: Helfer wird Vater einer Tochter. Wenig später erschien eine deutsche Übersetzung des Buches mit Anmerkungen Helfers, die den Text al-Daifs unterbrechen. Helfers Kommentare waren hauptsächlich Belehrungen der angeblichen Vorurteile al-Daifs. Helfer begeht dabei aber einen Fehler: Er setzt Protagonist, Erzähler und Autor gleich und sieht die Ausführungen als Tatsa-

chenbericht. Warum diese unreflektierte Reaktion Helfers? Entspringt diese naive Reaktion des Westlers der eigentlich gut gemeinten Anpassung an den zurückgebliebenen Orientalen? Helfer übersieht womöglich aus dem westlichen, kulturalistischen Vorurteil die ironische Selbstbefragung und satirische Überspitzung al-Daifs.

Am zweiten Tag wurden die Themen zu den Liebessemantiken in den gegenwärtigen europäischen und amerikanischen Gesellschaften diskutiert.

Karoline Boehm (Wien) präsentierte das Ergebnis ihrer Forschung über die polyamore Beziehung resp. Bewegung in Wien. Die polyamore Bewegung ist in den USA in den 1990er Jahren als „conscious and loving life style“ entstanden und verbreitet sich seit einiger Zeit zunehmend auch im deutschsprachigen Raum. Der Begriff Polyamorie steht für die Möglichkeit im Wissen und Einvernehmen aller Beteiligten „sexuelle und/ oder Liebesbeziehungen zu mehreren Partnerinnen und Partnern gleichzeitig einzugehen“. Dem großen Spektrum polyamorer Erfahrungen wird u.a. durch das Prinzip der Mitfreude Struktur gegeben. Dieses Prinzip bildet einen Grundsatz des polyamoren Handelns, der in verschiedenen Texten entwickelt und dargelegt wurde. Der emotionale Stil der Mitfreude fungiert einerseits als strukturgebendes Prinzip, andererseits als eine allgemein tolerierende Grundhaltung der AkteurInnen. In solchen Beziehungen kann zwischen den Ebenen der Liebe, der Freundschaft und der sexuellen Beziehung gewechselt werden. Indem die Frage der Beständigkeit von Faktoren wie der Intensität des Gefühls, der sexuellen Attraktivität und dem Faktor weiterer intimer Beziehungen entkoppelt wird, wird ein großer Teil möglicher Trennungsgründe präventiv ausgeschlossen.

Die Partnersuche an einer sogenannten Partnerbörse hat etwas sehr rationalistisches, im Gegensatz zu den üblichen Vorstellungen einer romantischen Liebe. *Alexander Schmidl* (Salzburg) stellte in seiner Präsentation die Selbstbeschreibung von auf dieser Weise erfolgreich entstandenen Paaren in Frage. Dabei beobachtete er drei deutschsprachige Länder. Österreicher lernen sehr rational kennen, das effektive Treffen wird dann aber sehr romantisch beschrieben. Schweizer sehen die hohe Punktzahl „als göttliches Zeichen“. Bei den Deutschen gibt es solche, die sich schon verlieben, ohne sich je gesehen zu haben. Das ist in der Schweiz und Österreich undenkbar. Den Menschen ist der Widerspruch zwischen dem Rationalen und dem Romantischen sehr wohl bewusst. Ab dem ersten Treffen werden bewusst romantische Elemente eingeführt.

Sylka Scholz (Dresden) präsentierte aus ihrer Untersuchung über die kulturellen Legitimationsmuster zur Sicherung von Kontinuität und Stabilität in Paarbeziehungen in den Ehe- und Beziehungsratgebern im Rahmen des Projekts „Transzendenz und Gemeinsinn in privaten Lebensformen“ im SFB 804 folgende Thesen: 1) Anders als in den 1950ern gilt die Ehe heutzutage als kein Muss mehr. Liebe und Ehe sind aber semantisch weiterhin eng miteinander verbunden. 2) Alle Ratgeber entwerfen ein Zwei-Phasen-Modell der Liebe: die Phase der ersten Verliebtheit wurde meist als romantische Liebe diskreditiert, und erst später kam die „wirkliche“, „wahre“, „reife“ Liebe. Implizit enthält dieses zweite Liebeskonzept jedoch die Merkmale romantischer Liebe. 3) Sexualität gilt in allen Ratgebern als zentraler Bestandteil von Liebe und Ehe, jedoch wird sie in den 1950er Jahren ausführlicher thematisiert und mit der Fortpflanzung verknüpft. In den 2000ern werden Sexualität und Fortpflanzung entkoppelt, dennoch gilt die Ehe mit Kind als Ideal. 4) Die Liebe wird in einem Kräftefeld zwischen Transzendenz und damit einer Unverfügbarstellung und einem gleichzeitigen Verfügbarmachen kreiert. Dieses Spannungsverhältnis ist konstitutiv für das Genre der Ehe- und Beziehungsratgeber. 5) Die Liebe gilt als Grundlage einer neuen „sozialistischen“ Ehe, diese ist strikt gleichberechtigt konzipiert. In den DDR-Ratgebern spielt Religion keine Rolle, aber Abgrenzung zu kapitalistischer Liebe. Sie argumentieren nicht ideologisch, machen aber Bezug zu sozialistischem Kollektiv.

Edgar Roberto Kirchof (Universidade Luterna do Brasil) referierte über die MPB (Musica Popular Brasileira). Die MPB entstand Ende der 60er Jahre und ist heute ein bekannter und beliebter Stil nicht nur in Brasilien, sondern auch weltweit. Besonders interessant ist der fließende Übergang zwischen unterhaltender und ernster Musik. Ursprünglich wurde die MPB überwiegend von der brasilianischen Mittelschicht gehört, jedoch wurde dieser Stil heute durch die internationale Vermarktung zu einem heterogenen und globalisierten Massenphänomen. Kirchof fokussierte auf die Liebessemantik in der Lyrik von Buarque de Hollanda (Sänger, Schriftsteller). Dort spiegelt sich die bei der MPB typische Vielfältigkeit wider. Denn der Dichter sucht seine Inspiration in verschiedenen literarischen Traditionen, wie der eher platonischen Tradition der Trobadordichtung und der Romantik; er lässt sich aber auch vom Realismus und sogar vom Naturalismus inspirieren. Allerdings sind diese semantischen Güter in einem brasilianischen Kontext eingebettet – sowohl die Charakterisierung der Figuren als auch die Beschreibung der Orte sind lokal geprägt.

Kirchhof demonstrierte an einem sehr interessanten Beispiel das Zusammenspiel zwischen globalen, semantischen Elementen und lokalen Traditionen.

Fehmi Akalin (Frankfurt/M.) fragte mit dem Beispiel der neuen US-amerikanischen Liebesfilmen danach, in welchem Bedingungsverhältnis Liebe als Kulturmuster und Liebe als soziale Praxis stehen. Beeinflussen medial vermittelte Liebeskonzepte in Romanen, Filmen, TV-Serien und Songs unsere Liebespraxis (Kontrollhypothese) oder spiegeln die Liebessemantiken in den Medien unsere Praxis wider (Reflexhypothese)? Akalin schlug vor, Intim- und Filmkommunikation je separat zu definieren, als Funktionssysteme mit je eigener Codierung und Programmierung. Beide Systeme können sich beobachten und irritieren, sich aber nicht gegenseitig steuern. Filme sind Teile des Kunstsystems. Ihre Funktion ist Unterhaltung. Der Code lautet interessant/langweilig. Filmgenre wird als Kommunikationsmedium gesehen. Wie die Codewerte zugeordnet werden, wird auf der Ebene der Programmierung geregelt. Anders als Codes sind Programme variabel und umweltoffen. Am beobachteten Intimsystem ist nur relevant, was sich im Kontext des Liebesfilms als interessant oder langweilig arrangieren lässt. Die Renaissance des Liebesfilms in den 80er Jahren lässt sich damit erklären, dass es dem Genre gelungen ist, das Schema des Liebesfilms bei der Zeichnung des Männerbildes so zu modifizieren und zu variieren, dass der Liebesfilm eine interessante Weiterentwicklung erfuhre.

In der Abschlussdiskussion wurde zuerst über den unterschiedlich akzentuierten Ansatz diskutiert: LiteraturwissenschaftlerInnen orientierten sich mehr an den Texten, während SozialwissenschaftlerInnen auf die Verstehensseite der Kommunikation fokussierten. Der Textualismus – einschließlich des klassischen Werks Niklas Luhmanns „Liebe als Passion“ – wurde vor allem durch Akalin polemisiert. Morikawa gab ihm teilweise recht, wie das Beispiel der Rezeption Gides in Japan zeigte, schlug aber vor, die unterschiedliche Schwerpunktsetzung nicht als Streitpunkt um den richtigen Ansatz zu sehen, sondern als Arbeitsteilung der Disziplinen, die sich auf diesem Weg ergänzen.

Als Ergebnis der Tagung wurde zum Schluss festgehalten, dass sich die romantische Liebe bzw. die romantische Vorstellung der Liebe neben der Marktwirtschaft und der modernen Wissenschaft (vielleicht dazu auch der demokratische Rechtsstaat?) auf dem Globus durchgesetzt hat. Wie Stichweh in seinem Vortrag hingewiesen hat, gab und gibt es in fast jeder Kultur die romantischen Elemente der Liebe. Speziell modern ist, dass die Liebe zum einzig legitimen Grund für die Heirat und die Familiengründung sublimiert worden ist. Ob dieser Erfolg der modernen Liebessemantik auf einer bestimmten anthropologischen Disposition beruhte, wurde zwar auf der Tagung diskutiert, aber schlussendlich offen gelassen. Daneben stellte sich das sogenannte Orientalismusproblem, d.h. ob die „lokale Tradition“ der Liebe im Zusammenstoß mit dem Westen konstruiert und verstärkt wurde. Die Tagung gab dazu keine endgültige Antwort, aber manche Vorträge, wie die von Morikawa und Pflitsch, wiesen die Richtung zur Lösung dieser Frage. Es ist beschlossen worden, die Tagung durch die Publikation eines Sammelbandes zu dokumentieren.

Takemitsu Morikawa